

Laut gedacht – über das in der Natur Vorhandene und doch meist Übersehene

aus Anlass der Ausstellung Sunhild Wollwage im Kunstraum Engländerbau in Vaduz vom 6.März 2018

Mario F.Broggi

Liebe Sunhild, meine Damen und Herren

Ich beginne meine Ausführungen mit der Darlegung, was sie nicht sind. Es handelt sich nicht um einen eigentlichen Vortrag, weil ich beschlossen habe, ab meinem 70.Geburtstag keinen mehr zu halten. Darum verzichte ich heute auf eine Power point-Untermalung und ähnliches. Es gilt nur das gesprochene Wort.

Meine Worte sind zudem auf Wunsch des Veranstalters weder eine Laudatio über das gesamte Wirken der Künstlerin noch eine Vernissagerede, die ja schon sehr einfühlsam durch Frau Meyer-Stoll vor 14 Tagen stattgefunden hat. Ich soll über die Inhalte des von Sunhild Wollwage im Lebenswerk naturkundlich Dargestellten reden. Eine weitere Einschränkung lautet, dass ein renommierter Bienenspezialist zudem in einer eigenen Veranstaltung sprechen wird. Darum hier also keine Aussagen zur Honigbiene, obwohl mich der Film von Markus Imhoof «More than Honey» stark aufgewühlt hatte und es mich schon lange wunderte, dass die Imker nicht noch stärker Alarm schlagen, weil ihren «Arbeitstieren» immer mehr die natürliche Futterbasis fehlt.

Wie fädle ich nun - laut gedacht - meine heutigen Gedanken auf? Ich erinnere mich an Kunstwerke von Sunhild Wollwage aus der Zeit des sogenannten Waldsterbens in den 1980-er Jahren. Es waren dies poetische Piktogramme mit Nadeln, äusserst kleinteilig, unscheinbar, gesammelt auf ihren Wanderungen, akribisch mit viel Liebe und Sorgfalt präpariert, ja fast für die Ewigkeit konserviert. Es wurde so Ordnung oder ein Rhythmus in das scheinbare Chaos der Natur gebracht.

Ich beschränke mich, aufbauend auf diesen Eindrücken und nach Durchsicht des einfühlsamen Buches «Andando» von Cornelia Wieczorek über Sunhild Wollwage, auf zwei zu kommentierende Themengruppen:

1. Was die Natur an Vielfalt geschaffen hat und wir immer mehr gefährden und
2. das von uns Übersehene, weil wir keine Zeit haben, also ein Plädoyer für mehr Entschleunigung und Berücksichtigung ethischer Werte.

Ich gestehe, mein gewählter Titel «laut gedacht – über das in der Natur Vorhandene und doch meist Übersehene» ist geklaut, stellt also vermeintlich gewissermassen ein Plagiat dar. Die im Titel ungenannte Quelle heisst Sunhild und Peter Wollwage. Es sind ihre getätigten Aussagen in einem Interview aus Anlass ihrer gemeinsamen Ausstellung des Jahres 2016 in Eschen. Und mit dieser ~~meiner~~ jetzigen Offenlegung ist es nun auch kein Diebstahl geistigen Eigentums mehr, also auch kein Plagiat, sondern wird zum Quellenhinweis. Quellenhinweise sind dem Naturwissenschaftler, der ich ja bin, sehr vertraut, womit ich mich hier deklariere und meine Grenzen zu den Geisteswissenschaften aufzeige. Ich gestehe aber, dass ich mit zunehmendem meinem Alter gerne die Brücken zu anderen Disziplinen überschreite. Ich sehe vor allem nicht den kartesischen Gegensatz zwischen Kunst und Natur. Für unser Landesmuseum wurde einst vor dessen Wiedereröffnung mit der neu eingebauten Naturabteilung kritisiert, dass eine Ameise und eine Monstranz nicht im gleichen Haus unterzubringen seien. Für mich gehört Anstand der Natur gegenüber zum kulturellen Auftrag. In diesem Grundanliegen schliesse ich mich ~~hier~~ den getätigten Aussagen des Ehepaars Wollwage an.

Nach diesem Präludium darf ich nun laut über die beiden Begriffe der noch vorhandenen aber bedrohten Lebensvielfalt und unsere Einstellungen dazu mit Ihnen reflektieren.

Zuerst einige Gedanken zur Biosphäre und ihre Bedrohung.

Das, was ich Ihnen hierzu zu berichten habe, ist nichts erbaulich Schönes, weil es um das rasante Aussterben der Vielfalt geht. Die Befunde der Biodiversitätsforscher sind alarmierend, ja wohl noch rascher wirksam als der Klimawandel. Der entscheidende Faktor für Leben und Tod einer Art ist die Grösse des benötigten intakten Lebensraumes, der ihr zur Verfügung steht. Bei einem Lebensraumverlust von 90 Prozent sinkt die Anzahl der Arten, die darin überlebensfähig sind auf etwa die Hälfte. Dieser 90% an Verlust ist in verschiedenen artenreichen Gegenden der Welt, den sogenannten Biodiversitäts-Hotspots, bereits eingetreten, so auf Inseln wie Madagaskar, aber auch im ganzen Mittelmeerraum und im schweizerischen Mittelland inklusive unserem Alpenrheintal.

Um es für Sie noch konkreter zu machen: Wir haben in den landwirtschaftlichen Gunstlagen des schweizerischen Mittellandes inkl. dem

Alpenrheintal unsere bunten Blumenwiesen, einige erinnern sich vielleicht noch an die Margeriten und ~~die~~ Wiesensalbei, im Ausmass von gar 98 % verloren. Die einst bunte zweimähdige Blumenwiese war die intensive landwirtschaftliche Wiesennutzung der 1950-er Jahre. Diese Flächen sind heute durch massive Überdüngungen bei sechs und mehr Schnitten sowie im Ackerbau mit Pestizideinsatz weitgehend verloren gegangen. Weder brummt es, noch summt es, noch riecht es aromatisch auf diesen Intensivflächen der industriellen Landwirtschaft oder aber höchstens nach Gülle. Es ist sehr leise geworden, die Farbtupfer sind weg, Einfach statt Vielfalt ist die Folge. In einer datenreichen Studie in Deutschland wurde letztes Jahr festgestellt, dass selbst in den Naturschutzgebieten, dem vermeintlichen Hort der Biodiversität, in den letzten 27 Jahren drei Viertel der Insekten-Biomasse verschwunden ist. Und die Insekten machen in unseren Breiten die Hälfte der Artenvielfalt aus. Für den Autofahrer wird das Beispiel bemüht, dass die Windschutzscheibe oder die Lichter der Autos früher wegen der angeklebten Insekten mehrfach abgewischt werden mussten, was heute nicht mehr nötig sei.

Die eingesetzten Stickstoff-Dünger und Pestizide breiten sich auch über die Luft als sogenannte Aerosole über viele Kilometer aus, sodass auch die Naturschutzgebiete betroffen sind, genau gleich wie der biologische Landbau, der sich vor solchen Verwehungen nicht schützen kann. Auf offenes Grünland, Siedlung und Wald prasselt heute ein jährlicher Düngungsniederschlag nieder, der einer landwirtschaftlichen Volldüngung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges entsprach.

Vor 60 Jahren, also zwei Menschengenerationen her, hatten wir andererseits in Liechtenstein noch rund 66 000 hochstämmige Obstbäume mit darunter den erwähnten zweimähdigen Wiesen. Sie kennen vielleicht noch die Ausdrücke Heu und Emd. Dort kamen der Rotkopf- und der Raubwürger, der Steinkauz und der Wiedehopf vor. Der Grosse Brachvogel, die Bekassine, der Kiebitz und das Rebhuhn fanden sich einst in den grösseren Riedern, die wir zu mehr als 90% verloren haben. Das sind ~~alles~~ vergangene Zeiten. Selbst eine jubelnde Feldlerche ist heute eine Rarität. Wir haben zwar noch einen Drittel subventionierte Obstbäume, aber immer weniger Hochstämme, vor allem besteht die einstige Futterbasis für die Insekten der Blumenwiesen auf dem darunter liegenden Boden nicht mehr. Diese sind heute mit einem Stickstoffdepot für weitere 50 Jahre überdüngt, ~~und dies ohne weitere Düngung~~, weil der Nutztierbestand doppelt so hoch als umweltverträglich

vorliegt. Wenn man also von der Landschaftspflege durch die Landwirtschaft spricht, deren Produkte im übrigen mindestens zur Hälfte mit Steuergeldern gesponsert ist, ist das so nicht mehr gültig. Die heutige Landwirtschaft ist gefangen in wenig umweltverträglichen Abläufen, ob bei uns, in der Schweiz oder in der EU und die Bauernschaft ist missbraucht. Im Sog von Mythen und flankiert durch ausgeprägte Lobbyarbeit werden ökologische Fakten von der Politik wie der breiten Bevölkerung kaum zur Kenntnis genommen. Die Kraftströme der bestehenden umweltschädlichen Subventionen sind sehr schwer zu verändern. Sie haben europaweit in Form einer zunehmend industriellen Landwirtschaftspolitik überdauert, die einer bäuerlichen Landwirtschaft und damit dem einzelnen Landwirten nicht mehr gerecht wird, siehe das Trauerspiel um die laufende Glyphosatdebatte.

Der wohl berühmteste noch lebende amerikanische Evolutionsforscher E.O. Wilson vergleicht die heutigen Aussterberaten mit der Grössenordnung eines gewaltigen Asteroideinschlages auf der Erde, der die Saurier vor 66 Millionen Jahren zum Aussterben brachte. Er verlangt in Konsequenz, dass die Hälfte der Erde Wildnis bleibt oder wieder wird, um die Artenvielfalt und damit auch unser Leben zu sichern. Seine Aussagen zum Erhalt der bisher überlebenden Arten verlangen nach einem menschlichen Kraftakt, der der Grösse des Problems angemessen ist. Ähnliches bräuchten wir ja auch bei der dringlichen Klimafrage, wo politisch vereinbarte Klimaziele zeitlich nach hinten verschoben werden, was einem nicht optimistischer macht. Das gleiche geschieht mit dem 1997 durch Liechtenstein ratifizierten Übereinkommen über die biologische Vielfalt. Es hätte festgeschrieben für das Jahr 2012 ein umfassendes Artenschutz-Monitoring einzurichten. Das wurde inzwischen wegen angeblich zu grosser Kosten abgeblasen. Ebenso ist jetzt schon klar, dass die selbst gesteckten Schutzziele für die bedrohten Arten für das Jahr 2020 nicht zu erreichen sind. Das sind jetzt alles sehr pessimistische Aussagen, die aber als Fakten nichts als offen und korrekt dargestellt sind. Meinen verbliebenen Optimismus beziehe ich aus dem weltweit beispielhaften Wirken einzelner Personen, Personengruppen und Institutionen, die Herausragendes leisten, angefangen mit der damals fast wahrsagerischen Schrift von Rachel Carsons über den «Stummen Frühling» in den 1960-er Jahren.

Zitieren wir nochmals E.O. Wilson:

«Jedes Land hat dreierlei Reichtümer: materielle, kulturelle und biologische. Die beiden ersten verstehen wir sehr gut, denn sie sind die Grundlage unseres

täglichen Lebens. Der Kern des Biodiversitätsproblems besteht darin, dass biologischer Reichtum sehr viel weniger ernst genommen wird. Das ist ein kapitaler strategischer Fehler, den man mit der Zeit mehr und mehr bedauern wird».

Ob es mit dem Bedauern ausreicht, wage ich zu bezweifeln. Die Gründe für das Bergab sind leicht zu eruieren. Weil die Natur ein öffentliches Gut ist und keinen Preis hat, fehlen die Anreize sie nicht zu schädigen. Natur ist schön, solange sie uns beim Geldverdienen nicht stört. Für die Pflege der allerwertvollsten Biotope mit ihrer Artenvielfalt bezahlen Bund und Kantone in der Schweiz derzeit einen Betrag, der vier Tassen Kaffee pro Einwohner und Jahr entspricht. In Liechtenstein dürfte es noch weniger sein, weil es hier umgesetzten Naturschutz immer weniger gibt. Dabei fehlt es nicht an den Erkenntnissen in Form von Inventaren aus den 1970-er und 1990-er Jahren mit langen Listen, was zu schützen wäre. Stattdessen stagnieren wir seit den 1970-er Jahren, mit Ausnahme der Gemeinde Triesen. Ich erinnere daran, dass die Fläche der bisher ausgewiesenen liechtensteinischen Naturschutzgebiete in etwa unserer Strassenoberfläche entspricht. Das sind je 1% der Landesfläche. Dort sollen wir die Biodiversität schützen. Mit so wenig Raum lässt sich ein Überleben der Arten der Feuchtgebiete und des weiteren offenen Grünlandes nicht sichern. Nur im Wald darf es mehr sein. Die anfallenden externen Kosten des Biodiversitätsverlustes werden wir wie auch in der Raumplanung üblich den späteren Generationen aufbürden.

Lassen Sie mich noch auf mein zweites Thema eingehen. Ich meine, dass ich damit auch die Anliegen von Sunhild Wollwage vertrete. Uns droht ob des immer mehr an «Machbarem», dass wir den Boden unter den Füßen verlieren. Uns droht nicht nur, dass wir die Zusammenhänge, das Umgreifende, nicht mehr sehen, wir scheinen auch nicht die Zeit zu haben dies zu versuchen.

Wir haben zwar – um beim Beispiel des Automobilisten zu bleiben – das Rad erfunden und viele gestreckte Linien mit einem hohen Mass an Mobilität erhalten. Das Unglück der Räder besteht nach dem Zürcher Sozialethiker Hans Ruh darin, dass sie zwar rollen, aber nichts ins Rollen bringen, ja vom Denken, vom sinnlich zu Erlebenden ablenken. Es spricht eigentlich alles gegen die gestreckte Linie in der Landschaft, die es dort von Natur aus so nicht gäbe. Die Option der Längs-Erweiterung öffnete Schleusen und wir haben damit

unbeabsichtigt «Biotop» und «Psychotop» verloren. Das ist nebenbei gesagt mit ein Grund warum ich so vehement für die Rheinausweitungen eintrete. Sie brechen die schnellen Linien und laden zum Verweilen mit Entschleunigung ein. Der deutsche Kabarettist Dieter Hildebrandt übersetzte einst das Fachwort Mäander für die Flussschlinge, nach einem türkischen Fluss benannt, mit «Naturschlamperei». Wir brauchen ein Mehr an Naturschlamperei.

Der Mensch müsste sich folgerichtig etwas weniger auf Transit, denn auf dieses Verweilen ausrichten, eine Kultur des Vertikalen statt des Horizontalen suchen, beispielsweise sich mehr um seine eigene Heimat und ihre Eigenarten kümmern und diese bewusster erleben und erhalten.

Ich meine damit nicht die Heimatsehnsucht als Reflex auf schwer lösbare Probleme unserer Zeit und damit auf eine vorwiegend nostalgisch rückblickende Betrachtung bis zum imaginären Wilhelm Tell. Gefordert ist vielmehr eine zukunftssträchtige Auseinandersetzung mit der Gegenwart. Heimat kann nicht mit Versatzstücken wie ein an die Hauswand geschlagenes Wagenrad inszeniert werden. Wünschbar wäre eine Ausrichtung, die sich mit dem Hier und Jetzt konkret und kritisch einlässt.

Und nun noch eine kurze Aussagen zur Landschaft per se, dem Konstrukt in unseren Köpfen. Bleiben wir in der Region und werfen wir einen Blick auf unsere vertraute Umgebung. Jeder kann sich seinen eigenen Landschaftsausschnitt aussuchen, z.B. seinen täglichen Arbeitsweg. Dieser Landschaftsausschnitt wandelt sich tagtäglich in Richtung Zersiedelung. Massstabslose Grossbauten fransen die Ortsränder aus, schaffen eine Wildwest- Atmosphäre. Wäre nicht vielmehr eine Architektur mit Siedlungsgestaltung gesucht, die sich an den Bezügen zur Landschaft orientiert, also eine gewisse Stimmigkeit erzeugt? Stattdessen vernutzen wir jeden Raumausschnitt und gar nichts ist im Raum aufeinander abgestimmt. Die letzten naturnahen Landschaftselemente, wie zum Beispiel das Gampriner Seelein oder die Vaduzer Magerwiese Marée ob dem Hotel Sonnenhof werden zu verstreutem Stückgut, als ob zufällig vom Lastwagen gefallen. Nur mehr wenig erinnert an das Werden der Landschaft mit den Kräften der Geologie und des Wassers. Präsent ist eine abgehobelte, nivellierte, banalisierte Fläche. Je ausgeräumter eine Landschaft ist, umso erlebnisärmer wird sie. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von der Schönheit der Landschaft. Wir müssen angesprochen werden, um mit unserer Umwelt in Kontakt zu treten. Es muss uns «etwas an etwas erinnern» und sollte

«eins aufs andere» verweisen. Dann würde die Landschaft letztlich wie ein Buch lesbar. Vieles was in unserer Landschaft geschieht, lässt diesen Verweisungszusammenhang vermissen, ist also nicht lesbar und fördert eine Form von «Illetrismus», das kaum mehr Lesen können. Die Kommunikation zwischen Mensch, betrachtetem Objekt und Lebensformen braucht alles zusammen. Das Potenzial an Formen, und insbesondere das Regionalspezifische geht verloren. Alles muss ja nützlich sein und effizient. Scheinbar «nutzlose» Musee scheint nicht mehr gewünscht. Mit solcher Geisteshaltung geht ein Verlust an Werten einher. Ökonomisierung, Globalisierung und Digitalisierung beschleunigen uns. Wo bleibt das Gleichgewicht? Stress und Burnout sind die Folgen, dafür bauen wir dann Kliniken. Ein Verlust ethischer Werte und eines Lebenssinnes lassen uns die Vielfalt des Lebens nicht mehr als wichtig erachten.

Und diese nötige Auseinandersetzung finde ich nun in den Kunstwerken von Sunhild Wollwage. Sie verlangen Zeit und Musee das Detail zu betrachten. In dieser vorgetragenen Form von Kunst formuliert sich der Versuch des Verstehens der Natur, ausgehend vom kleinsten, vergänglichen Teil. Sie fordert auf in vielfältigen Möglichkeiten und Dimensionen die Feinheiten zu sehen und zu verstehen. Mit diesen Dimensionen wird versucht künstlerisch und nicht künstlich Natur nachzuempfinden, mit Natur umzugehen. Diese Ästhetik lässt begreifen, dass unsere heutigen Lebensformen uns von der Natur und von uns selbst entfremden. Die Natur als Kunstwerk zu begreifen, setzt voraus, dass man auf ein Diktat absoluter Nützlichkeit, des Machbaren und auf eine Befriedung von Partikularinteressen mit platter Seelenlosigkeit verzichtet. Sunhild Wollwage lädt uns ein die Schönheit als das Ergebnis von ausgewogenen, vielfältigen Systembeziehungen zu sehen, indem das scheinbar Unnütze, neben dem zählbar Nützlichen Raum und Aufgabe hat. Die ökologische wie volksphilosophische Weisheit des «Leben und Leben lassens» sollte unser Handeln in der Landschaft stärker bestimmen. Die Inspirationen der Künstlerinnen und Künstler als sensible Vordenker sollten uns Mahnung sein, sich für die Vielfalt in unserer Natur und Landschaft mehr als bisher einzusetzen. Ich lade sie dazu ein.

Liebe Sunhild Wollwage, ich hoffe Dich richtig zu deuten und danke Ihnen allen für die Aufmerksamkeit.